

März

Halbmonatsschrift für deutsche Kultur

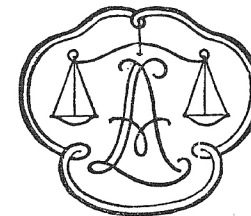
Begründet von Albert Langen

Herausgeber:

Ludwig Thoma und Hermann Hesse

Vierter Jahrgang 1910

Zweiter Band
(April bis Juni)



Albert Langen
Verlag für Literatur und Kunst
München



kleidet man sie mit den Geheimnissen eines Kultes und mit der Erhebung der Vermittler zu hohem Rang und Amt. Die Aufgeblasenheit des kunstgewerblichen Klüngels mit ihrer Titelweihe und Autornamensräucherei ist nur ein Selbstbestimmungsausdruck der richtungslosen Masse. Sie erhebt ihren eigenen Selbstbetrug durch den Schein eines Persönlichkeitsdienstes zur Bedeutung einer Lebenssache. Die Hohlheit dieses Treibens deckt sich durchaus mit der Wichtigkeit der „spontanen Kräfte“, von denen es getragen wird. Sich davor zu ekeln, ist die einzige Rettung, denn das ist das einzige Verdürfnis, das der Masse ewig unerschlossen bleiben und niemals zur Kirchenbildung führen wird.

Hermann Gottschalk

Pennäler

Die groteske Zeitungsnachricht, daß der Kriegsminister Heeringen den preussischen Offizieren das Lesen des „Simplicissimus“ verboten habe, ist bis heute nicht dementiert worden. Verschiedene konservative Blätter haben dem Ministerium ihre Anerkennung ausgesprochen, auch einige, die sich nationalliberal heißen. Sie sehen nicht, welche ungeheuerliche Bloßstellung der Staatshoheit in dieser Verfügung liegt, ja sie bemerken nicht einmal die europäische Reklame, die damit für den „Simplicissimus“ gemacht wird. Welche Furcht muß dieser weinerliche Kriegsminister Heeringen vor dem münchener Wigblatte haben, und welchen Einfluß muß er ihm zutrauen, wenn er öffentlich erklärt, daß die Treue des preussischen Offizierskorps nur durch das Verbot des „Simplicissimus“ erhalten werden kann.

Den Kameraden der Sieger von Königgrätz und Sedan muß wie feuchtohrigen Pennälern das Lesen von Wigen unterlagt werden, weil sie sonst den Respekt vor ihrem obersten Kriegsherrn verlieren könnten. In den vierzehn Jahrgängen des „Simplicissimus“ ist mancher gute Witz über den preussischen Leutnant gemacht worden, aber diese niedrige Meinung vom Offiziersstand, wie sie Heeringen bekundet hat, wird man vergeblich in allen Nummern des Wigblattes suchen.

Nein, diese Wilden sind wahrhaftig bessere Menschen; sie haben den Kalbe, welches in jedem jungen Menschen und zuvörderst im preussischen Leutnant steckt, etwas Salz vorgegeben, sie haben Vorurteile und hochmütige Überschätzungen dem Gelächter überliefert, daneben aber zeichnerisch den Typ des Offiziers der Kulturgeschichte geschenkt; dieser Heeringen aber hat seinen Stand dem Gelächter Europas preisgegeben, er hat graubärtige Stabsoffiziere für dumme Jungen erklärt, hat ihre Urteilskraft, ihren Takt, ihre Gesinnung vor dem Auslande verdächtig.

Alles das, um einem einzigen Wigblatte den Krieg zu erklären.

Es ist ja sehr beruhigend, zu sehen, wie der höchste Offizier der preussischen Armee die Mittel eines vermeintlichen oder wirklichen Gegners abzuschätzen vermag, und man darf fragen, was die Zukunft bringen soll, wenn solche Talente an der Spitze stehen.

Wenn im Laufe der Jahre sich nicht manche Begriffe verschoben hätten, dann würde der merkwürdige Nachfolger Moons morgen im Zylinderhute spazieren gehen, oder vor ein Kriegsgericht gestellt werden wegen Mutlosigkeit vor dem Wige.

L.

Verantwortlich: für die Redaktion Otto Wolters, für den Inseratenteil Emil Fink, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Raubbachstraße 92. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schölsinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lehme Nachfolger, Wien I, Herrergasse 6

Druck von E. Wühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei W. in München, Dachauerstraße 15
Buchbindearbeit von Grimm & Reichert, Großbuchbinderei, G. m. b. H., in München
Vadler von Wohlenberger & Cie., Papierfabrik Nieferrn bei Wörthheim

Die Borrömäer / Von Dr. Heinrich Hutter

Bius X, dessen irdische Bahn mit den Fehlern seiner Ratgeber gepflastert ist, hat ein Hirtenschreiben erlassen, das den dritten Jahrestag des heiligen Borrömäus zum Anlaß nimmt, leidenschaftlich klingende Angriffe gegen die Person der Reformatoren und den Geist der Reformation zu „schleudern“.

Die Enzyklika, an sich eine wenig interessante Wiederholung und Verschärfung unausrottbarer Gedankengänge und stereotyper Formeln, wird interessant durch die Heftigkeit der Stimmungen, die sie bekundet und auflöst. Sie legt Zeugnis ab von einer konfessionellen Gereiztheit und Reizbarkeit, die gerade wegen ihrer Stärke ein bemerkenswertes politisches Moment bildet.

Die vatikanische Gereiztheit spiegelt den tiefen und begründeten Mißmut über vatikanische Niederlagen. Die französischen Wahlen haben die Abkehr Frankreichs vom Klerikalismus und die dauernde Verminderung der päpstlichen Einnahmen zur Gewissheit gemacht. In Spanien hat die Ferrer-Bewegung ein liberal-demokratisches Ministerium ans Ruder gerufen, das sich anschießt, die wuchernden Orden einzuschränken. In Italien geht das Gespenst des Modernismus beim hellen Tag spazieren, und in Belgien dauert die Herrschaft des Klerus, die auf drei Stimmen ruht, höchstens noch drei Jahre. Alles zusammengenommen Grund genug zur Trauer. Wie sich Roms Freude im Segnen, so entlädt sich Roms Trauer im Verfluchen. Das ist ortsüblich und sitlgerecht. Einen triftigeren Gegenstand als die „verfluchte“ Reformation, diese Mutter der Kirchenspaltung, diese Großmutter des Modernismus, läßt sich nicht finden, wenn doch einmal die Stimmung zum wettern vorhanden ist. Carlo Borrömeo aber, der Graf von den schönen borrömeischen Inseln, der Papstneffe, der vor dreihundertfünfzig Jahren als Gegenreformer Kirchenzucht pflanzte und Keher aussrottete, unter andern die viertausend fleißigen Waldenser, die für Kalabrien heute noch ein wahres Gottesgeschenk wären, — dient gern als die Folie für die Sünder und Keher.

Den Reformatoren, die vielfach wie Märtyrer duldeten, und ihren fürstlichen Gönnern werden in der Enzyklika alle höheren Beweggründe abgesprochen

die konservativen Abänderungen zu Fall brachte. So warfen die Brüder vom schwarz-blauen Block mit vereinten Kräften dem naiven Publikum monatelang Hände voll Sand in die Augen. Das Zentrum will heraus aus seinem konfessionellen Turm, behauptet durch seinen famosen Toleranzantrag seine akonfessionelle Menschenliebe — sagt Bachem, und gleichzeitig kommt die wahre Herzensmeinung zutage mit dem Aufruf: „Der Kampf der Religionen muß ausgefochten werden. Denn in den tiefsten Fragen haben wir Katholiken ein schreiendes Recht auf Wahrheit, und nur eines kann die Wahrheit sein. Diesen Kampf verhindern wollen, das wäre ein aus indifferentistischer Nichtachtung des Religiösen hervorgegangener Plan einer oberflächlichen, materiellen Zeit“. Und zu diesem Kampfruf schreibt der Führer und Staatsmann Koeren begutachtend: „Sehr gut!“ —

Das Zentrum verfolgt nun seit dem Jahre 1906, als Herr V. Dernburg mit demselben Abgeordneten Koeren die gründliche Abrechnung hielt, den Staatssekretär des Kolonialamtes mit stillem, aber nie erlöschendem Hasse. Der Leiter unsrer Kolonien hat nämlich den Hintertreppeneinfluß klerikaler Politiker auf die Verwaltung unserer überseeischen Besitzungen gebrochen und der absolutistischen Herrschaft der katholischen Missionäre über die Laienbeamten ein Ziel gesetzt. Obendrein verstand der frühere Direktor der Darmstädter Bank, namhafte Kapitalien für unsre kolonialen Unternehmungen zu interessieren und in der deutschen Bevölkerung nicht nur das Vertrauen, sondern sogar eine gewisse Freude an unsern Kolonien zu erwecken. Inde irae obscurorum virorum.

Da nun die Zentrumspartei auf Hintertreppen das falsche Gerücht gehört hatte, daß man Oben dem Staatssekretär für die Kolonien nicht

mehr so hold gesinnt sei wie vor Jahren, so wurde von der Partei, die durch ihre Demagogen den Mannesstolz vor Königsthronen martieren läßt, während gleichzeitig ihre Staatsmänner in Untertänigkeit ersterben —, der Sturz des Herrn V. Dernburg mit Donnergepolter beschlossen, dem Ministerpräsidenten von Bethmann-Hollweg zur Mahnung und warnendem Exempel.

Der Vorstoß des Herrn Matthias Erzberger, mit Vorwissen und unter Billigung der Fraktion unternommen, bewegte sich darum in doppelter Richtung: er bezichtigte den Kolonialstaatssekretär der Begünstigung des Großkapitals und der Verunglimpfung der kaiserlichen Majestät, weil der Kaiser als Prügeltunke für eine faule und unfähige Bureaukratie ausgespielt werde. Dieser echt jesuitische Trick bezweckte, einmal die Massen der geplackten Steuerzahler dem angeblich gegen seinesgleichen allzu nachsichtigen „Jobber“ auf den Hals zu hegen und zum andern durch den Appell an alle königstreuen Männer eine pharisäerhafte Denunziation des Staatssekretärs beim Kaiser durchzusetzen.

Um nun die konservativen Parteien gegen Herrn V. Dernburg einzufangen, und um zur gleichen Zeit die öffentliche Meinung gründlich hinteres Licht zu führen, wurde scheinbar am 29. April die Person des Leutershausener Demagogen feierlich geopfert und ihm von dem Staatsmann Bachem die folgenden Artigkeiten ins Stammbuch geschrieben: „Wenn man im Lande alle Fälle Erzberger der letzten fünf Jahre ruhig abwägend überlegt, dann wird man wohl darin übereinstimmen, daß sie der Partei nicht zum Nutzen gereicht haben. Möge man nun denken an die Pöplanaffäre des Herrn Erzberger und seine Niederlage bei seinem Zusammenstoß mit Herrn von Löbel am 4. und 5. März 1907 im Reichstag, möge man im Reichstagsbericht nachblättern, wie er damals

ohne Wissen der Partei im Namen der Fraktion in der Reichskanzlei operierte, möge man an manche unvorsichtige und unüberlegte Rede im Lande draußen sich erinnern oder an sein Vorgehen in der Beamtenbefoldungsfrage noch im letzten Jahre; möge man seine Tätigkeit in der Reichsfinanzreform mit nicht hinlänglich durchdachten Steuerprojekten, wie die Parfümsteuer, seinen letzten unmotivierten Vorstoß gegen Krupp im Plenum des Reichstages, sein sonstiges Auftreten bis zum letzten Kommissionsantrag (Kriegssteuern für die Kolonialgesellschaften) ansehen — genügt hat Herr Erzberger mit allen diesen Dingen dem Ansehen der Partei so wenig wie der Sache selber. Bezweifeln wird man aber nach der Aufreißung aller Fälle Erzberger, weshalb ihn die Gegner zum enfant terrible der Fraktion stempeln konnten. Fraktion und Parteileitung haben ein Interesse daran, daß Herr Erzberger nicht als Führer der Fraktion und der Partei erscheint.“

Und was geschieht nach dieser solennen Abschüttelung?

Die Zentrumsfraktion sendet ihren Matthias im Plenum als einzigen und Hauptredner vor, unterstreicht jeden Satz in der zweistündigen Rede des von den Dominikanern zu Freiburg im Lichtland herangebildeten „Finanzmannes“ mit demonstrativem Beifall und ehrt die oratorische Leistung am Schlusse durch langandauernden bröhnenden Applaus. Daß die Einfassung der Konservativen von der äußersten Rechten bis zu den Landwirtschaftsbündlern und Antisemiten wohl gelungen war, bewiesen die Reden der Abgeordneten Dröschler und Lattmann. Die „afrikanischen Sandwüsten und die gräßliche Flotte“ haben denen um Rantz, Wangenheim und Doktor Hahn nie gefallen. Vorsichtig und maukfaul hielt sich der „kommende Mann“ in

Preußen, Freiherr von Heydebrand, im Hintergrund. Da dieser Führer der Konservativen nicht gern mit der schwarzen Schlinge um den Hals vom jüngsten Zentrumsdemagogen allem Volke als mitverantwortlicher Komparse vorgestellt sein wollte, so gingen auch die schwarzen „Staatsmänner“ unter Führung des Freiherrn G. von Hertling rechtzeitig vor der Abstimmung ins Freie, während sich der tapfere Matthias hinter seine Schutztruppe aus Ober- und Niederbayern zurückzog.

Der Nugeffekt dieses Vorstoßes wurde erreicht: Der Staatssekretär V. Dernburg geht; sein Entlassungsgesuch wurde an höchster Stelle schon Anfangs Mai eingereicht. Zentrum ist Trumpf und die konservative Partei seine Stallmagd. Die Arbeitsteilung im Zentrum errang dank der jesuitischen Schulung und Leitung einen glorreichen Sieg.

R.

Die amerikanische Ausstellung

Ach zitiere den letzten großen Sonnenverehrer Wilde: „Die Sonne treibt das Denken immer weiter zurück, und es muß in den Schatten fliehen. Das Denken wohnte früher in Ägypten — die Sonne hat Griechenland erobert. Es lebte lange in Griechenland — die Sonne hat Frankreich erobert, dann Italien, dann Frankreich. Heute trifft man alles Denken vertrieben, verdrängt bis nach Norwegen und Rußland, wohin die Sonne nie kommt. Die Sonne ist eifersüchtig auf die Kunst.“

Man braucht sich nicht als lyrisch schwärmerischer Sonnenanbeter auf der Landstraße vom Pinienhain nach Ravenna an die Mauern von S. Apollinare in Classe fuori zu lehnen, um die untergehende Sonne zu verehren. Man

braucht nicht unbewußte Nachwirkungen des Sonnenkultus anzunehmen, wenn man beim Anblick des Sonnenuntergangs durch die Lichtstrahlen, die aus den Wolken brechen, an die Heiligenscheine primitiver Jesusbilder erinnert wird; man kann als nüchternes Gelehrtenhirn Zusammenhänge zwischen dem Lauf der Sonne und dem Weg der Kultur aufweisen.

Wenn wir vor einem Globus unsre Geschichtskennntnisse ordnen, so fangen wir ganz im Osten, in China an; von hier gleiten unsre Gedanken nach Indien und Persien; von hier einerseits nach Ägypten, andererseits über Kleinasien nach Griechenland, Italien, Frankreich. Hier stemmt sich dem Fluge der Gedanken der Ozean entgegen und jenseits beginnt die neue Welt, die westliche Erdhälfte: Amerika, dessen Westen vom Stillen Ozean bespült wird wie unser Ausgangsland. Wir lesen nach Japan und haben unsern Kreis geschlossen, das Ende dicht neben den Anfang gesetzt. Freilich habe ich durch einen Analogieschluß vorgegriffen.

Wir durchwandern also die uns bewußte Weltgeschichte von Ost nach West, entsprechend dem Sonnenlauf (man verzeihe diesen Kapsus). Und auffällig hielten wir uns zwischen dem nördlichen Wendekreis und dem nördlichen Polarkreis, oder in engeren Grenzen etwa zwischen dem dreißigsten und fünfzigsten Breitengrad. Betrachten wir die zwischen ihnen liegenden Gebiete als die Kulturländer, die Grenzländer als Außersüders mit Aufgaben, die ihrem Verhältnis zur Sonne entsprechen, so können wir dem Norden die starre, kalte Ausbildung der Kulturaufgaben durch den Verstand und den Zweifel, dem Süden die gefühlsmäßige durch Gefühl und Glauben zuschreiben.

Ich nannte den Kreis als die Figur, welche die gesamte Geschichte darstellt, ohne ihn für die einzelnen Perioden

innerhalb dieser Gesamtheit anzuerkennen. Ebensovienig die aufsteigende Linie des Optimisten oder die fallende des Pessimisten, sondern die Spirale, die sich fast im Kreise schließende, sich in fast parallelen Kurven nach innen wendende und sich von einem innersten Punkt aus wieder in ähnlichen Bewegungen herauswindende Linie — sie symbolisiert das Geschehen; vollkommener noch, wenn wir den letzten Teil mit einem dünnen, roten Faden markiert denken, der allmählich breiter wird und den herauskeimenden Inhalt der nächsten Periode darstellt.

Es wäre hier eine müßige Frage, die Zahl der bisher abgelaufenen Spiralen festzustellen. Nur ist zu sagen, daß sie untereinander völlig gleich sind ihrem Inhalte nach, vorausgesetzt, daß wir diese Inhalte weit genug abstrahieren. Es wechseln in dem Geschehen nicht die Inhalte, sondern die Formen der Inhalte. Die Form ist das Neue. Und in jeder einzelnen Periode wird eine Form besonders scharf — meistens auf Kosten der anderen — bis zur Mustergültigkeit ausgeprägt.

Bei der heutigen Kenntnis der Geschichte brauche ich zweierlei nicht zu betonen. Einmal, daß Periode und Periode nicht durch eine Kluft getrennt sind, sondern ineinander verfließen; und dann, daß einer jeden Periode eine eigene Kunstform entspricht, bedingt durch diejenige Form, die ihre besondere Ausprägung erhält. Ich denke an die Periode des Christentums und möchte an das Grab erinnern. Der Weg der geschichtlichen Entwicklung geht von der allein durch den Zweck bestimmten Form aus: Ein Steinkasten, ein Deckel. Diese primitivste Gestalt gewährt unbedingt einen ästhetischen Genuß, den zu analysieren eine dankbare Aufgabe wäre. Dann stellen sich Reliefs an den Wänden ein, unbeholfen, roh aber eigen, dann fremde, entlehnte

und so weiter. Der Zweck verschwindet immer mehr, ich denke zum Beispiel an die großen Wandgräber der Kombardei; er wird ein Vorwand und nur selten in höchsten Kunstwerken sind Zweck und Form gegenseitig bedingt. Der Zweck steht also am Anfang der Kunstform, das *l'art pour l'art*-Prinzip am Ende.

Um von der Periode des Christentums zu reden. Wir wissen, daß der Gedankengang des Nazareners im ausgehenden Griechentum vorbereitet war, sodaß wir ihn als den gelungensten Typ aller früheren Versuche ansehen können. Er brachte die Demokratisierung der Religion, den Glauben der Zöllner. Das war seine Tragik, daß die Päpste die aristokratische, hierarchische Form ganz im Gegensatz seiner Lehren stabilisierten. Seine wahren Anhänger waren immer die Feinde des Papsttums, die da verkündeten, ein jeder habe das Recht, mit seinem Gott zu verkehren und so weiter: Franz von Assisi, Luther.

Die Periode des Christentums, das heißt der Kampf um die Demokratisierung des Glaubens endigt mit der französischen Revolution. Das ancien régime bietet das Bild des Unterganges einer aristokratischen Gesellschaft — stolz und lachend geht man noch zum Schaffot. Das Leben war ein Spiel, in dem man auf alles gefaßt und bedacht war. Vor allem darauf, dem Tod mit einem lächelnden Bonmot zu begegnen. So starb das Christentum und seine Aristokratie. Ein stolzer Todestanz an den Ufern des Ozeans, des großen Meeres, auf dem geheiligsten Boden der christlichen Kultur. Nur die falsche Sentimentalität Rousseaus gab einen Witzton im Reigen des Totenliebes. Und in einem bizarr lächerlichen Wilde feierte der neue Kult seine Auferstehung: der Kultus der Vernunft. Was dann noch an christlichen und frommen Regungen im neunzehnten Jahrhundert

durch die Romantiker kam, war keine organische Entwicklung, war Aufweckung des Toten. Und die Kunst steht entweder unter dem falschen Einfluß der Wissenschaft oder zeigt jenen feinen Verwesungsmoderduft unserer sublimsten Impressionisten und unserer Lyriker. Sie ist eine Kunst für die Künstler geworden. Hinter dem Wust von Bildern und Büchern birgt sich einsam, für die ganz wenigen geschaffen, die alle Sinne bis zur feinsten Faser ausgebildet haben, *l'art pour l'art*. Die Kunst ohne Zweck, die Kunst ohne Nützlichkeit, die einzige Kunst unsrer Zeit. Diesmal die Aristokratie noch in der Verwesung auf allen Gebieten: Monet, Stefan George, Nietzsche, die sich gegen die neue Form der Demokratisierung wehrt: gegen die des Wirtschaftslebens und alle daraus entspringenden Kunstformen.

Ich nannte bereits den einen Faktor der neuen aufkeimenden Periode: die vernünftige Vernunft. Die andern reichen weiter zurück in die Zeit des Christentums hinein. Die Ausbildung der Geldwirtschaft und die Entdeckung Amerikas. Amerika ist das Land geworden, in dem die Demokratisierung des Wirtschaftslebens die reinsten Formen auf allen Gebieten gezeigt hat: in der Befriedigung der täglichen Bedürfnisse, in den Organisationen und so weiter. Es ist eigentlich klar, daß diesen neuen Formen auch eine neue, das heißt von der europäischen abweichende Kunst entsprechen wird. Sie wird sich — wie jede Kunstform bisher — an den Bedürfnissen, den Zwecken, die gerade dieser Periode zusammen mit diesem Volkstamm eigen sind, entwickeln. Der Historiker weiß — zum Beispiel aus der Geschichte Venedigs —, daß dieser Bildungsprozeß einer Kunst aus neuen Bedingungen nicht in Jahrzehnten, auch nicht in wenigen Jahrhunderten geschieht. Außerdem betont jeder Völkerpsychologe —

ob wirklich ganz mit Recht? — die eminente künstlerische Unfähigkeit des amerikanischen Volkes. Dazu wissen wir, daß die ersten neuen Formen — gleichsam dem Boden entwachsen und untransportierbar — im Lande aufgesucht werden müssen, wo sie sicherlich zu finden sind. Man konnte also nur mit großem Skeptizismus in die „so genannte“ amerikanische Ausstellung gehen. Was zeigte uns Herr Reisinger in der Akademie? Um es gleich zu sagen: Keine bodenständig amerikanische Kunst, keine Kunst, die aus den dortigen Bedingungen und nationaler Eigenart gewachsen war. Sondern: Eine Spielart der französischen Kunst, Bilder, die aus europäischen Einflüssen entstanden, nur an der Verwertung der Eindrücke nationale Eigenart zeigen, das heißt an der Auswahl der Vorbilder und an deren Um- bildung. Daran erkennen wir die oberen Grenzen der künstlerischen Kraft, die zu eigenem, primärem Schaffen zu schwach ist.

Die Stoffe sind die gleichen wie in Europa: Das Porträt, das Interieur und die Landschaft. Diese ist die Mutter unsrer modernen Malerei, und hier sind von den Franzosen der älteren und jüngeren Schule die besten Leistungen geschaffen worden. Trotz aller Verwirrung der Begriffe kann ich das Wesen des französischen Impressionismus hier nicht definieren. Er hat auf die amerikanischen Künstler wie auf die der andren Nationen gewirkt. Aus dem technischen Unvermögen feinere Stimmungen darzustellen, entflohen sie, indem sie eng den Meistern von Barbizon und später Monet und den Impressionisten folgten. Doch erreichen sie weder den hohen Ernst der ersteren noch der letzteren subtile Feinsüßigkeit. Die Landschaften haben etwas unangenehm Süßliches in der Farbe, das ein recht sentimentales und doch flüchtiges Verhältnis zur Natur vermuten läßt. Denn keine der Landschaften zeigt ein den französischen

Mustern ebenbürtiges Eindringen in die Natur; und da, wo die letzten Probleme des Impressionismus gestellt sind, zum Beispiel in der Darstellung des zitternden Laubes, fehlt der belebende Hauch, was vielleicht auf eine Inkongruenz zwischen technischem Können und künstlerischem Wollen zurückzuführen ist. Noch mehr bleibt zu wünschen, wenn das Gigantische, Wildimposante der Natur dargestellt werden soll. Dann sind die Eindrücke oft geradezu unangenehm.

Nirgendwärts sind die Amerikaner — Whittler immer ausgenommen — Persönlichkeiten, die einen höheren Typ künstlerischer Leistung darstellen als irgendein mittelmäßiger Künstler Frankreichs. Müssen wir daraus auf ein künstlerisches Unvermögen der amerikanischen Mischrasse schließen? Ich sehe vielmehr in dieser strikten Ablehnung der westeuropäischen verfeinerten Kunst der Dekadence eine sichere Stärke der künstlerischen Empfindung, die auf ganz andre Dinge gerichtet ist: auf das Schaffen ganz neuer, den Europäern fast fremder Werke. Jedenfalls muß man in der Analyse unsrer Kultur unterscheiden zwischen dem, was dem Ausleben der christlichen Periode angehört und alle feinen Züge der *l'art pour l'art* trägt und zwischen dem, was man den Amerikanismus — nicht im üblen Sinne — nennen muß: all jenen Formen, die sich neu an neuen Bedürfnissen entwickeln. Wie es Joh. V. Jensen in seinen Essays: Die neue Welt sagt: „Die Häuser in Amerika sind in einem wahrhaft heidnischen Stil erbaut. Man hatte nämlich den Gebrauch derselben, den Nutzen im Auge, bevor man an die Architektur dachte. Später wird sich schon zeigen, daß dieser Stil schön ist. Denn die Schönheit folgt der Wahrheit, wie sie der Kraft folgt.“

Max Raphael-Schönlanke

Die Romfahrt

Kürzlich hat ein Deutsch-Engländer, der Chemiker und Kunstsammler Mond, der münchener Kunstakademie ein stattliches Legat vermacht. Die Zinsen sollen begabten und bedürftigen Schülern als Stipendium für Studienreisen ins Ausland zugute kommen.

In dieser Allgemeinheit seiner Bestimmung sieht das Legat vorteilhaft genug ab gegen eine beträchtliche Anzahl von Stipendien, die sich im Lauf langer Jahre für unsere Kunstschulen angesammelt haben und, dem Geschmackskanon der jüngsten Vergangenheit gemäß, entweder die unvermeidliche Studienfahrt nach Italien oder nach Rom vorschreiben. Der junge Künstler muß, wenn er nicht auf das Stipendium verzichten will, Palette, Meißel oder Reißbrett über die Alpen führen und ein Jahr oder zwei unter dem ewig blauen Himmel die hehren Schöpfungen einer klassischen Vergangenheit auf sich wirken lassen. Wie tief die Meinung von der unbedingten Vortrefflichkeit dieser Wirkung sitzt, auch heute noch, beweist die Villa-Romanastiftung in Florenz. Der Idee nach von keinem Geringeren als Max Klinger abstammend, in der Praxis vom Deutschen Künstlerbund verwaltet, gewährt diese Stiftung den Preisträgern freien Aufenthalt samt Atelier in Florenz auf ein Jahr.

Unter den Künstlern, die bisher von der Vergünstigung betroffen wurden, sieht es seltsam bunt aus. Wenn Otto Hettner mit seinem südländisch befruchteten Landschaftsinn, oder wenn der Bildhauer Georg Kolbe das Stipendium erhielten, so läßt sich annehmen, daß sie davon einen Nutzen gehabt haben. Was aber verdanken Illustratoren wie Th. Th. Heine und Hermann Schlittgen ihrem florentiner Lebensjahr? Was soll Ulrich Hübner

mit der toskanischen Landschaft anfangen, wenn ihn offensichtlich die deutsche Wasserfante mit ihren Hafenstädtchen viel mehr anzieht? Ebensovienig hat Richard Piehlsch, dem wir so schöne Isarlandschaften und schwedische Motive verdanken, etwas Positives vom Villa-Romana-Preis geholt. Und Richard Dreher, der begabte von Vogh-Schüler, ist vom Süden keineswegs in eine so neue Entwicklung gelenkt worden, daß er sie nicht ebensogut und ungehinderter in seinem vertrauten Stoffkreise hätte verfolgen können. Mit den weiteren Kandidaten dieses Preises steht es nicht anders: von zehn deutschen Künstlern sind durchschnittlich neun garnicht auf Italien verfallen. Sie wollen das arbeiten, was ihnen am Herzen liegt, und sehen sich plötzlich durch die Auszeichnung dieses Preises verurteilt, die klärenden Wirkungen des ewig blauen Himmels an sich und ihrer Kunst ein Jahr lang mehr oder minder ungeduldig abzuwarten.

Ich glaube, die meisten dieser Italiensfahrer sind ganz froh, wenn sie die Reise umgekehrt machen können. Und einige der Preisträger haben sich bekanntlich mit der theoretischen Ehrung begnügt und sind weder durch Geld noch durch gute Worte bewegt worden, einen plötzlichen Luftwechsel vorzunehmen; sie sind ganz einfach zu Hause geblieben.

Diese erfreuliche Festigkeit findet sich aber natürlich nur bei jenen Künstlern, die schon genau wissen, was sie wollen, und wohin ihr Talent sie weist. Die jungen Akademiker jedoch freuen sich über die Auszeichnung einer Romfahrt und merken erst hinterher, wie wenig sie ihnen in der Regel genügt hat.

Denn es bedarf ja wirklich keines Aufwandes an Scharfsinn, um zu beweisen, daß des deutschen Künstlers Vaterland heute nicht mehr wie einst Griechenland oder Rom ist, sondern